

Unterhaltungen

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 45. 1897.

Junge Ehe.

Novelle von L. Saidheim.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Beide Frauen schrieten laut auf bei den Worten Dietrich's. Wie ein Blitz war Minna vom Sopha empor gesprungen, in Seidel's Wohnstube gelaufen, und Dietrich sprang ihr gerade noch früh genug nach, um zu sehen, daß sie den nicht sehr großen Kasten aus dem Fenster in den Werkhof des Zimmermanns nebenan warf.

Trotz seiner Wuth handelte er aber, in dem Gefühl, vor Allem sein Haus rein zu wahren,

ganz besonnen. Er that gar nicht, als habe er den Kasten gesehen; aber er packte sie mit eisernem Griff am Handgelenk, sah ihr mit wuthentbrannten Augen in's Gesicht und schrie sie an: „Fräulein, Sie verlassen in der Minute mein Haus! Für Zuchthäuserinnen ist darin kein Platz!“

„Erbarmen! Seien Sie doch still! Ich gehe ja schon!“ wimmerte sie, zum Tode erschrocken. —

Binnen einer Viertelstunde war sie mit sammt ihren Sachen fort. Schöngast beruhigte unterdeß die schluchzende Frau.

„Haben Sie denn gar nichts bemerkt?“ forschte er.

„Ach, ja — freilich, allerlei Unklares; aber sie hatte nicht dahinter kommen können.“

Unterdessen war Dietrich nach dem Hof hinabgestiegen. Dieser war aber verschlossen, die Dunkelheit auch schon völlig herabgesunken.

Er stieg wieder hinauf; Frieda beklagte sich eben, unter Zuhilfenahme ihres Notizbuches, daß Minna ihr über fünfzig Mark schuldig geblieben sei.

„So, und nun ist sie mit allen ihren Siebensachen auf und davon! Wie unbesonnen!“ schalt Schöngast.

„Komm' mit zur Polizei! Ich will das Weibsbild lehren, in ehrliche Häuser zu gehen und die Leute in Schimpf zu bringen,“ herrschte



Verfolgung eines Pferdediebes in Ungarn. (S. 355)

Dietrich den jungen Mann schärfer an, als er selbst mußte. Ihn ärgerte schon dessen Theilnahme für seine Frau. Frieda's flehenden Blick wollte er nicht sehen.

„Mit Dir spreche ich nachher ein Wörtchen!“ drohte er ihr. —

„Alles in Allem hast Du gar kein Recht, Deiner Frau die Meinung zu sagen,“ erklärte Schöngast, als sie auf der Straße waren. „Du bist das Miethverhältniß zufrieden gewesen, hast das Frauenzimmer sogar den ersten Mittag selber eingeladen und niemals energisch protestirt gegen den Umgang mit Deiner Frau!“

Dietrich senkte den Kopf und schwieg.

Am nächsten Morgen um zehn Uhr trat Fräulein Minna Meier, die man in einer zweiten, der Polizei wohlbekannten, von ihr gleichfalls schon lange gemietheten Wohnung fand, die Untersuchungshaft an, die als Ergebniß eine abermalige Zuchthausstrafe hatte.

Der Kasten, welcher mit Hilfe Dietrich Seidel's gefunden wurde, enthielt beträchtliche, von einem Bankdiebstahl herrührende Werthpapiere.

Dietrich Seidel und seine junge Frau geriethen anfangs in den Verdacht der Mitschuld und hatten mehrere Verhöre zu bestehen; wenn man auch in Anbetracht des Zeugnisses, welches Dietrich's Fabrikherr diesem ausstellte, von der Verhaftung Abstand nahm.

„Die fünfzig Mark schreiben Sie nur in den Rauchsang,“ sagte trocken der Rechtsanwalt, den das Ehepaar um Hilfe anging. „Die Person leugnet Alles, Beweise haben Sie nicht.“

So zahlten die Aermsten den alten Herrn und gingen, um viele Erfahrungen reicher, heim.

In ihrer Nachbarschaft und unter Dietrich's Kameraden hatte es sich unterdeß überall ausgesprochen, daß die berühmte Diebsheilerin Minna Meier monatelang bei ihnen ganz unbeanstandet gewohnt habe, und nun erklärte es sich, daß man Minna allgemein für Frau Seidel's Schwester gehalten hatte.

Die Plüschstube stand schon monatelang leer, und das Ehepaar sah den Tag kommen, wo die Abschlagszahlung nicht geleistet werden konnte, denn Frieda hatte auch beim Höfer und beim Krämer nach und nach nicht unerhebliche Schulden gemacht.

Aber nicht nur das, sie hatte sich auch von Minna verleiten lassen, sich heimlich eine Mantille und einen Hut zu kaufen, beides an sich nicht theuer, aber doch für sie viel zu theuer.

Anderer Kummer kam dazu.

Die schweren Betten hatten einen so losen Stoff, daß alle diese Pfühle Morgens beim Bettmachen wahre Wolken von Staub und Federtheilchen durchließen. Es war schier nicht zum Aushalten! Aber woher das Geld nehmen zu einem neuen, festen Ueberzug oder gar zu einem besseren Bette?

Nun standen bald allerlei andere Ausgaben bevor, für das zu Erwartende, und dann mußten doch auch Feuerung und Kartoffeln für den Winter beschafft werden! — Ein ganzes Meer von Sorgen!

Frieda hatte nie gewagt, ihrem Mann den ganzen Umfang ihrer Verlegenheiten zu gestehen; er zeigte sich ihr stets freundlich und gut, aber sie fühlte wohl, wie er sie heimlich überwachte. Deffenbar ahnte er, daß nicht Alles in Ordnung war, aber er fragte nicht, und hätte er's gethan, so würde sie gelogen haben, das fürchtete er und — schwieg.

Ihr Leben war jetzt so unerträglich einsam vom Morgen bis zum Abend, daß sie oft weinte und mit heißer Sehnsucht an Mutter Ellerdief dachte und an den alten guten Mann. Ja, sogar nach Minna sehnte sie sich in ihrer Trübseligkeit. Wie gut hatten sie sich immer amüßirt!

Und dann überdachte sie, wie oft Minna

ihr scherzend gesagt hatte, eine Frau müsse es verstehen, ihren Mann auf ihre Ehrlichkeit schwören zu lassen, um ihm dann, wenn's ihr mal paßte, doch ein K für ein U zu machen.

Auch über allerlei Mittel, Geld zu verdienen, hatten sie geredet. Minna wußte immer Rath. Kartenschlagen brachte viel ein, auch Massage und Wunderpillen, allerlei Pflaster mit gedruckten Zeugnissen dabei und Hühneraugenschneiden.

— es gab noch hundert andere Mittel! Einige verlangten, daß man alt und gesetzt aussähe, zum Beispiel als Kartenlegerin; aber Massage und dergleichen, dazu brauchte es Kraft und Elastizität der Jugend.

„Ja — das könnt' ich beginnen; aber wenn das Kleine da ist, dann bin ich nur noch gut zum Kindsmädchen,“ dachte Frieda bedrückt. —

Da passirte etwas Unerhörtes, unbeschreiblich Aufregendes.

Eine Equipage hielt vor dem Hause, ein Herr stieg aus. Frieda achtete nicht darauf, obwohl Derartiges selten hier vorkam.

Dann klingelte es. Sie öffnete; der Herr aus dem Wagen stand vor ihr.

„Sie sind Frau Seidel? Ihr Mann heißt Dietrich? Er ist nicht zu Hause?“ fragte er sie kurz.

Sie bejahte erstaunt. Er fuhr fort zu fragen:

„Wie hieß die Person, die wegen Bankdiebstahls als Fehlerin verhaftet wurde?“

Abermals antwortete sie, und er nickte befriedigt.

Dann, nach einer Reihe anderer Fragen, sagte er: „Ich bin auf der Durchreise, kann mich nicht aufhalten, habe erst jetzt gehört, wem ich die Rückerlangung des Geldes verdanke, denn mein Geld war es. Hier ist der Funderlohn, dreihundert Mark! Geben Sie ihn Ihrem Manne und diese Karte. Wenn er mich mal braucht, werde ich mich finden lassen.“

Damit war er schon wieder fort.

Frieda stand wie versteinert; nachher stürzte sie in die Stube, legte die drei großen Scheine auf den Tisch und faßte sich mehrmals nach dem Kopfe, während sie auf das Geld starrte.

Dreihundert Mark! Ein Reichthum! Was würde Dietrich sagen? Nun war alle Noth zu Ende! Nun konnte sie ihm ihre Schulden gestehen!

Gestehen? Er hatte ohnehin schon alles Zutrauen zu ihr verloren. Und wenn er nun das Alles auch noch erfuhr?

Ein tiefes Zagen besiel sie.

Ja, wenn sie heimlich die Schulden bezahlen könnte? Wenn sie hundert Mark hätte! Ein Drittel dieser Summe, die da lag!

Die Schlange des Paradieses sprach flüsternd in ihrem Herzen: „Was weiß er davon? Er freut sich über zweihundert auch! Und wenn Du ihm die Schulden gestehst, nimmst Du ihm die beste Freude an dem Gelde doch. Er bezahlt sie dann, aber mit Aerger. Den Aerger erpäre Du ihm.“

So ging es weiter.

Als der junge Chemann nach Hause kam, fiel ihm sein Weib um den Hals und erzählte ihm leuchtend vor Freude, es sei ein Herr dagewesen, hier auf der Karte stehe der Name, und der habe ihm zweihundert Mark gebracht.

Dietrich's Ueberraschung und Freude war groß.

„Nun versichere ich mein Leben,“ rief er sofort. „Ich habe Pflichten gegen unser Kind und Dich, mein liebes, kleines Weib!“

Sie war noch so weltunerfahren, daß sie ihn gar nicht recht begriff, er mußte es ihr erst erklären.

„Ich erbitte mir einen Vierteltag frei, dann gehe ich gleich nach dem Versicherungsbureau,“ sagte er im Forteil.

Sie aber zog sich an und bezahlte ihre Schulden.

Hätte er es nur wissen dürfen! Das war der Schatten, der ihre Freude trübte. Aber zu einem Geständniß hatte sie nicht den Muth.

Als Dietrich Abends nach Hause kam, sang er vor der Thür laut und übermüthig: „Schlaf, Kindchen, schlaf,“ und dabei erscholl ein sonderbares Geräusch.

Sie öffnete, sah in sein glückstrahlendes Gesicht, sah, was er da unter neuem Beginn seines Gesanges herein zog, und lachte und weinte in einem Athem.

Ein Kindwagen! O, wie sie sich den gewünscht hatte! Und so leicht und zierlich!

Er war sehr gerührt. „Meine Frieda! mein gutes Frauchen, wenn wir's nur erst hätten!“ flüsterte er.

4.

Einige Tage später, als er Mittags heimkehrte, hatten sie's, oder vielmehr, sie hatten „ihn“. Ein stämmiger Bursche war's! Dietrich's stolze Seligkeit kannte keine Grenzen.

Die junge Frau lag blaß und todesmatt im Bett. Sie habe viel gelitten, sagte der Doktor, der gerufen war, und müsse nun sehr geschont werden.

„O gewiß! sicherlich! Wir werden schon aufpassen, Herr Doktor,“ erwiderte stolz und zuversichtlich der junge Vater.

Die Hebamme mußte ihm erst durch einen heimlichen Rippenstoß begreiflich machen, daß er völlig vergaß, den Doktor nach „seiner Schuldiageit“ zu fragen.

Mit der Bezahlung ging der letzte Rest der zweihundert Mark hin.

Und dann saß Dietrich an des Jungen hübschem Wagen und konnte sich nicht satt sehen an seinem Erstgeborenen.

Diese runden, kleinen Fingerchen! Es machte ihm unendlichen Spaß, seine keineswegs gepflegte, arbeitssharte Hand neben die des Kleinen zu legen.

O, wie wollte er arbeiten für das liebe, liebe Kind! Er sah sich schon im Geiste, wie er mit einem stattlichen jungen Manne daher ging; der hatte es weiter gebracht wie der Vater, war ein Techniker — ein Herr Ingenieur — und trug Herrenkleider! Und das war sein Sohn!

Stunde um Stunde verrann so; Frieda schlief sanft, und als sie und das Kind zugleich aufwachten, legte er ihr den Jungen in's Bett und fand neues Entzücken an dem wonnigen Bilde.

Frieda lachte und plauderte, fühlte sich wohl matt, aber sonst ganz gesund und sprach davon, am dritten oder vierten Tage keiner Wartung mehr zu bedürfen. Bis so lange sollte Grünmeier's Elise, ein vierzehnjähriges Mädchen, bei ihr sein, denn Dietrich durfte natürlich jetzt weniger als je die Arbeit versäumen. —

„Mit dem Jungen lacht uns das Glück auch wieder, wir haben einen Miether für die Plüschstube,“ trat er anderen Mittags zu Frieda herein; „er zieht morgen ein.“

„Ach, du lieber Himmel, aber ich kann ihn ja nicht bedienen!“

„Das thu' ich! — Sein Bett mache ich, und die Stube fege ich auch, mehr braucht's nicht!“ —

Sie waren Beide froh; die junge Frau schlief aber viel, fieberte auch, doch Dietrich bemerkte das Alles nicht.

Am anderen Morgen stand er eine gute Stunde früher auf als sonst, um die Plüschstube in Ordnung zu bringen. Mit großem Eifer begab sich der gutwillige Mann an die Arbeit, nur daß er nicht so recht wußte, die Dinge anzufassen. Es geschah ihm, daß er den Fußboden aufwusch, ehe er die Asche aus dem Ofen nahm. Dann ließ er aus Ungechick-

lichkeit diese auf den nassen Boden fallen; es dauerte lange und machte ihn ungeduldig, bis er Alles fertig hatte, aber er sagte sich stolz: Nun fehlt auch nichts mehr. — Doch! in die Komodenschublade konnte er reines Papier legen, das sah dann so wunderschön sauber aus.

Als er die erste Schublade aufzog, sah er darin verschiedene Papiere liegen — Rechnungen, nein, Quittungen.

Es schlug eben ein Viertel vor Sechs; höchste Zeit für ihn, wenn er rechtzeitig zur Arbeit wollte.

Er raffte die Papiere zusammen, sie stammten gewiß noch von Minna Meier her, und steckte sie gedankenlos ein, griff nach Mütze und Ueberzieher und lief eilig fort, nachdem er gesehen hatte, daß Mutter und Kind noch schliefen.

„Die Backen sind ihr so roth!“ flüsterte Elise Grünmeier der Wärterin zu, als diese um elf Uhr kam, die junge Frau zu betten und das Kind umzuziehen. „Sie spricht auch so viel im Schlafe.“

Die ältliche Person sah sich die Pflegebefohlene bedenklich an. „Ich will beim Doktor vorsprechen,“ sagte sie, „mache ein kühnendes Getränk für Frieda zurecht und hielt sich nur so lange auf, als unbedingt nöthig war.“

Um Mittag fühlte die junge Frau sich viel wohler, sie ließ sich das Kind geben und wartete sehnsüchtig auf Dietrich.

Da kam er schon! Er stürmte förmlich in die Stube. Aber nicht wie gestern und vorgestern, mit glücklich lächelnden Mienen, sondern blaß, die Stirn gefurcht, einen Ausdruck im Gesicht, vor dem Frieda heftig erschrak.

„Was ist Dir, Dietrich?“ rief sie ihm entgegen.

Er nahm das kleine Hilfsmädchen rauh am Handgelenk und schob es aus der Thür: „Da bleibst Du, bis ich Dich rufe!“

Dann trat er zu seiner Frau an's Bett. Seine Brust hob und senkte sich, er athmete schwer, seine Zähne preßten sich knirschend aufeinander.

„Herr Jesus, Dietrich, was hast Du?“ ächzte sie im heftigsten, unbestimmten Schrecken. Wollte er sie morden?

Ihre Augen öffneten sich unnatürlich weit vor Entsetzen, kein Wort brachte sie mehr hervor.

„Was ich habe? Ein niederträchtiges Weib hab' ich; ein Geschöpf, das auf die Straße gehört!“ schrie er sie an.

Dabei riß er die sämtlichen Quittungen aus der Tasche und warf sie ihr auf's Bett.

„Woher hast Du das Geld, Weib?“ keuchte er.

Sie sah's auf den ersten Blick, was es war, aber sie war auch überzeugt, er würde sie tödten, wenn er Alles erführe.

„Sprich! Woher hast Du es?“ Er packte sie an der Schulter.

„Ich — ich — hatte es —“ Ihre Zähne schlugen klappernd aufeinander.

„Von wem, von wem? Gesetze es! Wer ist —? Wer gab —? O, dies verfluchte Weib!“

Er meinte Minna Meier, die er für die Verführerin Frieda's hielt.

Sie hörte schon nichts mehr.

Sie lag in einer tiefen Ohnmacht.

Ihr Aussehen erschreckte ihn nun doch. Erst jetzt besann er sich, daß er sich hundertmal auf dem Wege hierher gesagt, er wolle ganz ruhig sein.

Starb sie?

„Frieda — Frieda!“ suchte er sie zu wecken. Er hatte noch nie eine Ohnmächtige gesehen.

Dann stürzte er hinaus: „Elise — Elise! Sie stirbt!“ Er riß eine Schale mit Wasser an sich und badete Frieda's Gesicht, das kleine Mädchen schrie, der Junge wachte auf und schrie ebenfalls.

Da —! Der Doktor!

„Was geht hier vor? Was machen Sie da?“ fragte er.

„Sie stirbt, Herr Doktor!“

Eine minutenlange Stille. Der Doktor war an das Bett getreten.

„Unfinn, sie hat eine Ohnmacht!“ Er befühlte den Puls nochmals.

„Können Sie mir sagen, ob sie einen äußeren Anlaß hatte?“

Dietrich stand stumm und bleich da, wie ein Bild des bösen Gewissens, und hinter ihm zeigte Elise rachsüchtig auf ihn und nickte dem Doktor zu.

„Was haben Sie mit der Frau gemacht?“ fragte der Doktor noch einmal, und seine Blicke bohrten sich auf Dietrich's Gesicht.

„Ich — ich habe sie nur gefragt, wo —? Herr Doktor! Sie hat Geld gehabt! Da habe ich wissen wollen, wo sie es her hat,“ brach er nach dem ersten Zögern in wilder Leidenschaft aus.

Mit einem Schlage errieth der erfahrene Mann, was er etwa meinen konnte.

„Und dann?“

„Dann? Da hab' ich sie nur ein wenig bei der Schulter gefaßt —!“

„Pfui, schämen Sie sich! An dem kranken Weibe sich zu vergreifen. Die Wartefrau hat mich herbestellt. Ihre Frau hat schon die Nacht gefiebert. Und da kommen Sie und erschrecken und ängstigen die Kranke!“

„Hier — hier!“ — Dietrich griff nach seiner linken Brust, in welcher das Herz wild hämmert. „Soll man da nicht den Verstand verlieren? Und nun kann ich das Maul nicht halten über meine eigene Schande — die — die —“

Er sank auf den nächsten Stuhl, warf die Arme auf den Tisch, legte das Gesicht darauf, und sein ganzer Körper bebte vor qualvollem, lautlosem Schluchzen.

Der Doktor beschäftigte sich unterdeß mit der Kranken.

Nach einer Weile fühlte Dietrich seine Hand auf der Schulter.

Verstört, das Bild tiefen Unglücks, blickte er auf und in die ernstesten, theilnehmenden Augen des alten Herrn.

„Wir brauchen eine Pflegerin; sie wird sehr krank werden! Haben Sie eine weibliche Verwandte, die Ihnen beistehen kann?“

„Nein, Herr Doktor. Wir sind zwei einzelne Kinder gewesen — das heißt, ich habe noch eine ältere Schwester, aber die kann nicht kommen, hat selbst Laß genug.“

„So werde ich eine barmherzige Schwester schicken, die Krankenhäuser sind zur Zeit überfüllt. Sie werden auf Arbeit müssen. Und — so, wie es liegt, würden Sie wohl auch nicht zur Pflege taugen.“

„Ach, Herr Doktor, Herr Doktor, ich kann es mir doch gar nicht denken!“

Dem armen Dietrich stürzten die Thränen aus den Augen.

„Was gab es denn?“ fragte der leiderfahrene, brave Arzt. Er wußte wohl, die Seele dieses jungen Arbeiters erlag ohne einen Trost oder Zuspruch.

So erzählte dieser dann — verworren genug — aber er betonte immer wieder, wie lieb sie einander gehabt hätten.

Zuletzt sagte der Doktor nur wenige Worte: „Ich glaub's nicht! Man muß nicht gleich verurtheilen!“

Welcher Balsam für den Gequälten! —

Am Nachmittag lag Frieda in wilden Fieberphantasien. Die barmherzige Schwester kam dem verwirrten Manne wie ein guter Engel vor. Mit ihr zog sofort etwas wie Frieden bei ihnen ein; still waltete sie ihrer Pflichten, Alles wurde hell und sauber bei der Kranken. Der neue Miether kam, um einzuziehen; als

er aber die Schwester sah, hielt ihn keine Ueberredung. Er entfloß so schnell er konnte, aus Furcht vor Ansteckung.

Nun stand das Zimmer wieder leer.

Wochen gingen hin, eine nach der anderen, und die todkranke Frau rang immer noch, obwohl kein Mensch mehr an ihre Genesung glaubte.

Da in der ersten Zeit die Gegenwart Dietrich's sie allemal schwer beängstigte, so hatte der Doktor ihm den Zutritt zum Krankenzimmer verboten.

Welche Qualen litt auch er! Die Liebe zu Frieda kämpfte unausgesetzt mit dem Argwohn; er schwankte täglich und stündlich zwischen dem Hoffen und Fürchten, und wenn er's einmal vergaß und auf den Zehen an die offene Kammerthür schlich, in heißer Sehnsucht, sie nur einmal zu sehen, ihre Stimme zu hören, so packte es ihn plötzlich wie mit Geierkrallen an's Herz: „Von wem hat sie das Geld bekommen?“

An seinem armen Bübchen konnte er sich auch nicht freuen; er war ein elender, unglücklicher Mensch!

Die Pflege der Kranken kostete sehr viel; woher sollte er es nehmen?

Die Blüschmöbel wurden eines Tages in seiner Abwesenheit abgeholt; die Abzahlungsbeiträge waren zum dritten Male nicht gezahlt worden. Der Lieferant machte ein gutes Geschäft bei dem Handel und wurde natürlich grob gegen die barmherzige Schwester, daß man ihm „noch größeren Schaden“ zumuthete.

Dietrich ließ Alles über sich ergehen.

Der kräftige, kerngesunde Mann, der den größten körperlichen Strapazen Stand gehalten hätte, verlor alle Widerstandsfähigkeit gegen das Unglück; denn jetzt geschah es ihm auch noch, daß er ausglitt und den Arm brach.

Arbeitslos! Die Frau sterbend! Das Kind ohne Gedeihen — und neue Schulden beim Krämer, beim Bäcker, beim Apotheker und Doktor! Dazu die Miethse nächstens fällig!

„Wenn sie nur stürbe!“ dachte er verzweifelt. „Glücklich werden wir ja doch nie wieder!“

Und dann wollte ihm das Herz brechen, daß dies schöne Glück so elend untergegangen war. Aber er hatte die Schuld! Er hatte dies vermünschte Weib, die Minna, damals eingeladen.

(Fortsetzung folgt.)

Verfolgung eines Pferdediebes in Ungarn.

(Mit Bild auf Seite 353.)

In den ungarischen Pustken ist, gerade wie in den Steppen Sibiriens und den Prairien Nordamerikas, der Pferdediebstahl noch immer ein Gewerbe, das seinen Mann nährt und daher von berufsmäßigen, meist dem Zigeunervolke angehörigen Meistern dieser freien Kunst mit mehr oder weniger Glück ausgeübt wird. Der Pferdedieb besteigt gewöhnlich das beste und ausdauerndste der gestohlenen Rosse, das er ohne Sattel und Zaum reitet. Die übrigen koppelt er mit einem Strick zusammen, dessen Ende er in der Hand hält. Wird er verfolgt und sieht er die Verfolger dicht auf seinen Fersen, so läßt er die Koppel los und sucht auf dem von ihm bestiegenen Pferde zu entkommen. Nicht selten aber täuscht das von ihm gerittene Thier seine Erwartung, wie auf unserem Bilde S. 353 zu sehen. Die Gendarmen, denen sich meist auch die Besitzer der gestohlenen Thiere zugesellen, holen ihn ein, und an das Ohr des erschrockenen Diebes tönt der Ruf: „Halt, oder ich schieße!“

Die Begleiter Andrée's auf seiner Polar-Ballonfahrt.

(Mit 2 Porträts auf Seite 356.)

Mit Spannung harret man auf die erste sichere Nachricht von dem Schicksal Andrée's und seiner beiden

Die Kanonenkönigin.

Erzählung von **Valentin Fern.**

1. (Nachdruck verboten.)

Gefährten Knut Frändel und Nils Strindberg (siehe die beiden untenstehenden Porträts), die mit ihm am 11. Juli 1897 den Aufstieg in dem Ballon „André“ gewagt haben, um womöglich den Nordpol zu erreichen. — Ingenieur Knut Frändel ist 1870 zu Karlstad geboren und hat die Ingenieurwissenschaften auf der Technischen Hochschule in Stockholm studiert. Von 1892 an widmete er sich dem Eisenbahnbau und machte viele kartographische Aufnahmen, Geländestudien und dergleichen mehr. Als er von André als Ersatz für den zurückgetretenen Dr. Ekholm für die Ballon-Polarfahrt angenommen worden war, begab er sich nach Paris, um sich dort die wichtigsten Handgriffe der Luftschifferei anzueignen. Sein Genosse, Kandidat Nils Strindberg, ist der Sohn eines Stockholmer Kaufmanns und Neffe des bekannten schwedischen Schriftstellers gleichen Namens. Er ist am 4. September 1872 geboren und besitzt gebiegene Kenntnisse auf den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften. Ferner verfügt er über eine bedeutende Gewandtheit in der Handhabung des photographischen Apparats. — Möge den drei kühnen Luftschiffern eine glückliche Heimkehr beschieden sein!

Es war zu Anfang der sechziger Jahre, als Vincent Kimball's Spezialitätengesellschaft Vorstellungen in Dubbo in Australien gab. In Sydney hatte der Direktor brillante Geschäfte gemacht, in Bathurst nicht minder. Eine Hauptzugkraft des Unternehmens war die schöne Athletin Florence Seward, die „Kanonenkönigin“, wie sie auf den Anschlagzetteln genannt wurde. Im schimmernden Athletenkostüm erschien sie auf der Bühne und spielte Fangball mit Hundertpfundgewichten, „arbeitete“ mit schweren Eisenstangen und hob zum Beschluß ihrer Produktion ein Kanonenrohr auf ihre linke Schulter, das sie dann abfeuerte. Das Beifallsgeschrei des begeistertsten Publikums, welchem solche Kraftleistungen außerordentlich gut gefielen, belohnte sie für diese erstaunliche Leistung.

Florence Seward stammte aus einer bekannten englischen Artistenfamilie und bezauberte überall die leicht entflammaren Herzen ihrer Zuschauer. In Sydney hatte sich ein reicher Bankier um ihre Hand beworben und ihr seine Schätze zu Füßen legen wollen. Sie hatte ihn und sein Gold und seine Diamanten verschmäht. In Bathurst wollte der verliebte Bürgermeister sie zur Frau Bürgermeister erheben. Sie hatte dankend die hohe Ehre abgelehnt. Aber in Dubbo kam's anders. Nicht etwa, als ob sie dem berüchtigten Buschräuber Robert Hawkins, genannt Bob Blackeye, hold gesinnt worden wäre. Nein, sie hatte die glühenden Augen dieses geheimnißvollen Verehrers, der, als Goldgräber verkleidet, bei einigen Vorstellungen im Spezialitätentheater gewesen war, gar nicht einmal bemerkt. Und freilich hatte Bob Blackeye, obgleich es ihm an Dreistigkeit und Unverschämtheit durchaus nicht fehlte, es nicht wagen dürfen, sich ihr zu nähern, weil er entdeckte, daß die Polizei ihm auf der Spur sei, was ihn natür-



Ingenieur Knut Frändel.



Kandidat Nils Strindberg.

Nach einer Photographie von G. Storman in Stockholm.

Die Begleiter André's auf seiner Ballon-Polarfahrt. (S. 355)

lich veranlassen mußte, schleunigst aus Dubbo zu verschwinden.

Anders war es mit dem jungen Squatter George Wilson, der eine Schäferei am Macquariefluß besaß, etwa zweihundert englische Meilen nordwestlich von Dubbo. Geschäfte hatten ihn nach der Stadt geführt. Er sah im Theater die schöne Florence und verliebte sich so in sie, daß er ohne sie fortan nicht glaubte glücklich sein zu können. Mit seinen ehrlichen Absichten durfte er sich ihr wohl nähern. Und sie, die bisher Unbezwingliche, verlor diesmal ihr Herz, denn der stattliche junge Mann gefiel ihr. So verlobten sich die Beiden denn.

George Wilson's Mutter, eine würdige Wittwe, war äußerst unzufrieden mit dem Heirathsplan ihres Sohnes. Auch seine Schwester Mary versuchte ihm die Sache auszureden. Er aber ließ sich nicht irre machen, und die Hochzeit des jungen Paares fand an einem schönen Herbsttage statt.

Florence war nicht vermögenslos. Von

ihrer beträchtlichen Gage hatte sie hübsche Ersparnisse gemacht.

George begab sich mit seiner Frau nach der einsamen Schäferei am Macquarie, welche fünfzehn Jahre zuvor sein seitdem verstorbener Vater gegründet hatte.

Von der Mutter und Schwester ihres Gatten wurde Florence zwar artig, aber doch mit kalt-sinniger Förmlichkeit begrüßt. Und diese Kälte, diese zurückhaltende Gezwungenheit im Benehmen ihr gegenüber, wich auch nicht im Verlaufe der nächsten Wochen, nachdem die Beiden doch hinreichende Gelegenheit gefunden, den geraden Sinn, das gewinnende Wesen und die anderen guten Eigenschaften der jungen Frau näher kennen zu lernen.

Ihre Requisiten — dabei auch die Kanone — hatte Florence mitgebracht. Diese Gegenstände betrachteten Frau Wilson und deren Tochter stets mit einer Art von Entsetzen.

„Wirf das doch Alles in den Macquariestrom!“ sprach Erstere grämlich.

„Nein,“ widersprach Florence lächelnd; „ich

habe damit so lange ehrlich mein Brod verdient und will sie zum Andenken behalten.“

„Mir ist das Alles ein Greuel,“ murkte die alte Dame.

„Ihr habt wohl niemals die Kraftstücke einer Athletin gesehen?“ fragte schelmisch Florence.

„Ne.“

„Gerne bin ich bereit, euch gelegentlich einmal meine Künste zu zeigen.“

„Am Gottes willen nicht, Florence! Ich bitte Dich inständig, denke doch nicht mehr an solche Gaukeleien.“

„Nun wohl, so verzichte ich fortan darauf. Es ist ja wahr: ich bin keine Artistin mehr, sondern eine ehrfame Squatterin. Meine schöne Kanone und die anderen Requisiten will ich wegpacken, damit sie euch nicht wieder vor die Augen kommen.“

Florence empfand es mit einiger Bitterkeit, daß Schwiegermutter und Schwägerin ihr gegenüber nicht volles Vertrauen offenbarten. Doch hoffte sie, es würde mit der Zeit das

Humoristisches.

Der verhängnisvolle Baum.



1



2



3



4



5



6

Verhältniß sich besser gestalten. Auch konnte sie sich ja einweilen trösten mit der unveränderlichen Liebe, die George ihr widmete.

Auf Wilson's Farm lebte auch die junge Frau eines Aufsehers, mit der sie sich gut vertrug; außerdem eine irische Dienstmagd, welche den tiefsten Respekt vor der schönen kraftvollen Herrin empfand. Ferner befand sich als anstelliger Hausdiener auf der Schäferei ein vierzehnjähriger Chinesenknabe, Namens Loo-Sing, ein hübsches, gewandtes Bürschchen und meistens lustig und wohlgenuth. Doch zuweilen gerieth er in trübsinnige Stimmung, wenn er an seinen todten Vater dachte, den ehemaligen fleißigen Goldgräber, der mit einigen anderen Chinesen einst in der Wildniß überfallen worden war von Bob Blackeye's Räuberbande. Die Goldwäscher hatten sich, um ihr bischen mühsam erarbeitetes Gold zu vertheidigen, zur Wehre zu setzen gewagt und wurden grausam niedergeschossen. Dem kleinen Loo-Sing allein gelang es damals, zu entkommen. Bei dem mitleidigen Besitzer der Schäferei am Macquarie hatte er eine Zuflucht gefunden. Das war vor zwei Jahren gewesen. Seitdem hatte er ziemlich geläufig englisch sprechen gelernt. In seinem jugendlichen, sonst so arglosen Herzen nährte er den unauslöschlichen Haß gegen Bob Blackeye, den Mörder seines Vaters.

Das Wohnhaus war einstöckig und sehr geräumig, theils von Stein, meist aber von Holz erbaut. Die Hausthür führte auf einen ziemlich langen und schmalen Flur, zu dessen Seiten je drei Thüren, also im Ganzen sechs, zu eben so vielen Zimmern führten. Durch die Thüre in der Rückwand des Flurs trat man in die große Küche, zu deren Seiten sich Kammern oder Vorrathsräume befanden. Auch oben unter dem Dache gab's derartige Räumlichkeiten. Alle Fenster unten im Hause konnten durch starke Läden mit eisernen Krampen und Einsteckbolzen von innen wohl verschlossen werden. Vom Wohnhause etwas abseits befanden sich einige Schuppen und Stallgebäude. Ein kleiner wohlgepflegter Garten war auch vorhanden. —

Zu jener Zeit waren neue reiche Goldlagerstätten entdeckt worden, und die Folge davon natürlich ein ungeheurer Zubrang zu denselben, ein „Run“. Tausende hielten es nicht länger aus bei den soliden Geschäften, sondern eilten nach den neuen Goldfeldern. Für die Squatter der Gegend war dies recht fatal. Es mangelte ihnen unter solchen Umständen häufig an den nöthigen Arbeitskräften. Da konnte keine besondere Vorsicht beobachtet werden bei der Anstellung von Schäfern. War einer davon gelaufen und meldete sich gleich ein anderer für den Posten, so mußte dies als ein Glücksfall angesehen werden. Auf solche Weise war ganz vor Kurzem ein gewisser Robins Schäfer bei Wilson geworden.

Die Weidetriften der großen Schafheerden befanden sich zum Theil in weiter Entfernung. Häufig mußte damit gewechselt werden. War eine Trift abgegrast, so trieb man die Schafe nach einer anderen. Am nächsten beim Hause, nur etwa zwei englische Meilen von demselben, war zur Zeit die Trift der dem Schäfer Robins anvertrauten Heerde.

Mit Mähe war die letzte Wollschur fertig geworden. Nun galt es, die Wollenballen mittelst Ochsenkarren nach der nächsten Ortschaft zu bringen, wo sie weiter verfrachtet werden konnten.

Wegen Mangels an Fuhrleuten mußten George Wilson und der Aufseher, sowie sämtliche anderen Männer — mit Ausnahme des kleinen Chinesen und der in ihren entfernten Hütten hausenden Schäfer — sich mit diesem Transport beschäftigen. Die Abwesenheit des Squatters und seiner Begleiter konnte neun oder zehn Tage dauern. Man hatte seit langer

Zeit in der Umgebung der Schäferei kein verdächtiges Gefindel bemerkt. So glaubte denn George mit den anderen Männern ruhig seine einsame Besetzung auf kurze Zeit verlassen zu können, was nach herzlichstem Abschiede von seiner Frau, von Mutter und Schwester geschah.

2.

Zwei Tage waren seit der Abfahrt des Wolltransports vergangen. Da fragte Nachmittags Florence den kleinen Chinesen: „Loo, hast Du heute Morgen dem Schäfer Robins die Wochenration hinausgebracht?“

„Ja,“ versetzte Loo-Sing.

„Ich glaube nicht.“

„Warum nicht, Herrin?“

„Ich fand eben dies Theepäckchen, welches dazu gehören muß.“

„D, das habe ich also liegen lassen und nicht in den Korb gepackt!“

„Du mußt es ihm fogleich hinausbringen, Loo, sonst könnte der Mann vielleicht unwillig werden.“

„Das will ich sofort, Herrin!“

Der Chinesenknabe nahm das Päckchen Thee. Er verließ das Haus und lief auf ein fernes Wäldchen von niedrigen Bäumen und struppigen Büschen zu, hinter welchem sich die Hütte des Schäfers Robins befand. Als er das Wäldchen erreicht und passirt hatte, sah er die Hütte dicht vor sich; er sah auch den Schäfer, der vor der Thüre seiner primitiven Behausung stand und angelegentlich mit einem gut gekleideten Fremden sprach, der zwei Revolver und ein langes Jagdmesser im Gurt trug. Nicht weit davon war ein Pferd angebunden.

Eben wollte Loo-Sing den Schäfer anrufen, als der Fremde den Kopf seitwärts wandte, so daß sein schwarzbärtiges Antlitz deutlicher sichtbar wurde.

Vor Entsetzen hätte der kleine Chineser bald laut aufgeschrien, doch erstarb ihm zum Glück der Schrei auf den Lippen. In dem Fremden erkannte er den Mörder seines Vaters. Ja, kein Zweifel, es war der Buschräuber Bob Blackeye!

Loo warf sich nieder, um nicht bemerkt zu werden. Die aufregendsten Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Was mochte wohl der berühmte Räuber mit dem Schäfer Robins zu schaffen haben?

Dann spitzte er die Ohren und belauschte das Gespräch.

Robins sagte: „Es ist mir schon recht, daß die Sache endlich so weit gediehen ist, denn der Teufel hole dies langweilige Schäferleben! Nur Dir zu Gefallen, Bob, ließ ich mich darauf ein, mich hier zu verdingen, um die Besitzung beobachten zu können.“

Loo-Sing begriff: Robins gehörte zu den Buschräubern. Damals bei dem Ueberfall des kleinen Chinesenlagers war er allerdings nicht mit thätig gewesen. Wahrscheinlich hatte er sich der Bande erst später angeschlossen.

Bob Blackeye fragte: „Wann kehrt Wilson mit seinen Leuten zurück?“

„Nicht vor acht Tagen,“ versetzte Robins.

„Du kannst Dich darauf verlassen: es sind jetzt im Hause nur die fünf Frauenzimmer und ein lumpiger Chinesenjunge.“

„Also abgemacht. Wir plündern die Besitzung noch heute.“

„Bis wann sind die Kameraden hier?“

„In zwei Stunden sicher.“

„Sind Alle dabei?“

„Alle sieben.“

„Wohl, es wird unter so günstigen Umständen leichte Arbeit und die Beute groß sein. Wilson ist reich. Bin überzeugt, er hat viele Gold- und Silberfachen und auch bares Geld im Hause.“

„Ich hasse ihn, denn er war schuld, daß

ich einmal beinahe erwischt worden wäre, und daß mir ein trefflich ausgedachter Streich vor etlichen Jahren mißlang,“ sagte der Buschräuber. „Dafür soll er büßen; ich lasse sein Haus in Flammen aufgehen.“

„Ich meinte, Du hättest es hauptsächlich auf die schöne Squatterin abgesehen.“

„Das habe ich auch. Seitdem ich die wunderschöne Athletin im Spezialitätentheater zu Dubbo erblickt, ist mir's erst einigermaßen klar geworden, daß ich ein Herz besitze.“

„Ein wahres Prachtweib.“

„D, in ganz Australien, vermute ich, gibt's keine Zweite, die mit ihr zu vergleichen ist.“

„Du willst sie entführen in die freie Wildniß?“

„Das will ich! Deshalb auch hasse ich besonders George Wilson, weil er mir die Schöne vorzeitig wegkaperte. Nun, heute kapere ich sie ihm weg.“

„Sie ist aber sehr stark.“

„Sehe ich aus wie ein Wachsflappen? Oho! Ich habe wohl so viel Courage wie ein Löwenbändiger; ich werde sie einfangen, sie entführen, sie zähmen, oder der Teufel soll mich holen!“ — Loo-Sing hatte genug gehört. Es war keine Zeit zu verlieren.

Behutsam kroch er zurück bis in's Wäldchen, wo er sich erst erhob, als die Beiden ihn unmöglich mehr hätten bemerken können. Dann rannte er, so rasch ihn seine Füße tragen konnten, nach dem Wohnhause der Besitzung, mit dem Päckchen Thee noch immer in der Hand.

„Warum siehst Du so erhitzt und wunderbar aus, Loo?“ fragte Florence erstaunt, als er wie ein Unsiniger in's Zimmer hineinstürzte.

„Und Du bringst das Päckchen zurück?“

Fast athemlos schrie der kleine Chineser: „Herrin, es naht die allergrößte Gefahr! Bob Blackeye's Bande wird noch heute das Haus überfallen. Der Schäfer Robins ist ein Genosse der Buschräuber!“

Und keuchend berichtete er Alles, was er draußen bei der Schäferhütte gesehen und gehört, genau den Inhalt des Gesprächs, welches Blackeye und Robins miteinander geführt hatten.

Frau Wilson und Mary, die hastig gerufen wurden, geriethen in die größte Angst, so auch die Frau des Aufsehers und besonders die irische Magd, welche kläglich zu jammern anfang. Florence allein behauptete ihre gewöhnliche Besonnenheit und Ruhe.

„Wir haben also ungefähr noch zwei Stunden Zeit, um dem Unheil vorzubeugen oder es abzuwehren,“ sagte sie. „Ersteres scheint unmöglich, so müssen wir denn das Letztere versuchen.“

„Loo muß hinauslaufen und die fünf uns treuen Schäfer eiligst benachrichtigen,“ meinte Frau Wilson.

„Dazu ist keine Zeit mehr. Es würde zu lange dauern. Die Hilfe würde zu spät kommen. Und wenn wir Loo fortschicken, so würde ein Vertheidiger weniger im Hause sein.“

„Du meinst, wir sollen das Haus vertheidigen, Florence?“

„Natürlich!“

„Aber wie könnten wir das wohl?“

„Wir haben im Hause zwei Flinten, einen Revolver und eine alte Pistole, und dazu Pulver, grobes Schrot und einen Lederbeutel voll Bleifugeln.“

„Gegen die verwegenen und jedenfalls viel besser bewaffneten Buschräuber können wir unmöglich viel damit ausrichten.“

„Das ist wahr,“ sagte Florence nach einigem Sinnen. „Ich halte auch nicht viel von dem alten Schießzeug. Aber ich verlasse mich auf etwas Besseres.“

„Auf was denn?“

„Auf meine Kanone.“

„Ich begreife Dich nicht, Florence!“

„Mit meiner Kanone weiß ich nämlich sehr gut umzugehen; daran bin ich gewöhnt. Du hattest freilich immer einen Widerwillen dagegen und Mary auch; ihr könnt es insgeheim mir noch immer nicht verzeihen, daß ich Artistin gewesen bin; das mußte ich ja oft schmerzlich empfinden. Nun aber, glaube ich, werdet ihr, noch bevor dieser Tag sich zu Ende neigt, die Stunde segnen, welche mich und meine Kanone in dies Haus brachte. Ich werde uns Alle vor dem Verderben retten.“

„Wie gedenkst Du das zu machen?“

„Ganz einfach! Auf freiem Felde die Bande zu bekämpfen, ist uns unmöglich; dabei müßten wir jedenfalls unterliegen. Ich lasse also die Buschräuber in's Haus und schmettere sie mit einem Kanonenschuß nieder, sobald sie auf dem langen Flur sind. Glücklicherweise ermöglicht die besondere Bauart des Hauses die Ausföhrung meines Planes.“

„Das ist entsetzlich!“

„Es ist das einzige Rettungsmittel. Ich will's anwenden, um Leben und Ehre, Hab und Gut zu schützen. Wir sind im Zustande der Nothwehr. Ich kann ja nicht anders. Ich muß es thun!“

Frau Wilson war so verzagt, daß sie nicht wußte, was sie dazu sagen sollte. Florence aber traf mit Energie und Umsicht die nöthigen Vorbereitungen.

Die Hausthür ließ sie offen. Die sechs Zimmerthüren des Flurs dagegen wurden sorgsam verschlossen, so auch alle Fensterläden unten im Hause.

Die ehemalige Athletin und jezige kühne Squatterin trug ihre Kanone nach der Küche und legte sie mit der Mündung nach dem Flur auf eine Art Laffette, die sie geschickt mittelst einiger Eimerbänke in zweckentsprechender Höhe herrichtete. Dann lud sie die Kanone mit einer starken Pulverladung und einer Packpapierkartusche, die sie mit Bleikugeln, grobem Schrot und einer großen Anzahl kurzer eiserner Bretternägeln gefüllt hatte. Darauf stellte sie ein brennendes Licht daneben, nachdem sie das Zündloch und die Lunte auch in Ordnung gebracht. Sie richtete das Geschütz mit Sorgfalt so, daß die Schußlinie den schmalen Flur in dessen ganzer Länge bestrich.

Auch die anderen, durch den Ueberfall Gefährdeten befanden sich in der Küche. Mehrere Lampen erhellen den Raum, nachdem die Läden geschlossen worden waren. Draußen war noch heller Tag.

In kurzer Zeit war Alles fertig, und die Frauen harrten der kommenden Ereignisse. Florence mit muthiger Entschlossenheit; Loo-Sing erfüllt von Rachegeanken und Haß gegen den Mörder seines Vaters; Frau Wilson, Mary, die Frau des Aufsehers und die irische Magd in Angst und Schrecken.

Reichlich eine Stunde verging.

Plötzlich ertönte draußen in einiger Entfernung der australische Wildnißruf, ein langgedehntes „Kuih!“

„Sie kommen,“ flüsterte der kleine Chinese.

Noch zwei bange Minuten — dann schwere Tritte auf dem Hofe — rauhe Männerstimmen wurden vernehmlich.

„Da sind sie!“ flüsterte Loo-Sing.

„Gott schütze uns in dieser Schreckensstunde!“ stammelte angstzitternd Frau Wilson.

„Verzaget nicht!“ sprach Florence.

Dann tiefe Stille im Hause. Frau Wilson, Mary, die Aufsehersfrau und die Magd sanken in die Kniee. Florence entzündete an dem brennenden Licht die Lunte und hielt sie dann in der rechten Hand.

Bob Blackeye stieß die Hausthür ganz auf und betrat den Flur. Ihm folgten Robins und die sieben anderen Buschräuber.

Blackeye versuchte, die zwei ersten Zimmerthüren zu öffnen. Er fand sie verschlossen.

„Wie ist es so still hier,“ sagte er. „Es scheint Niemand zu Hause zu sein.“

„Bahrrscheinlich haben die Frauenzimmer und der Chinesenjunge unser Kommen bemerkt und sich aus Angst verkrochen,“ meinte Robins.

In diesem Augenblick stöhnte drinnen die irische Magd in größter Herzensangst: „Ach, Herr Jesus, schütze uns!“

„In der Küche sind sie,“ sagte der falsche Schäfer. „Nur gerade aus!“

„Vorwärts!“ gebot Blackeye.

Da wurde plötzlich die Rükenthür aufgestoßen und hoch aufgerichtet stand Florence vor den Räubern.

„Halt!“ rief sie. „Was sucht ihr hier?“

„Dich suche ich, Du schöne Kanonenkönigin!“ schrie Blackeye frech. „Seitdem ich Dich im Spezialitätentheater zu Dubbo gesehen, bin ich ganz in Dich vernarrt.“

„Ich bin George Wilson's Weib.“

„Was kümmert das mich? Sobald ich mit Wilson zusammentreffe, mache ich Dich zur schönsten Wittwe!“

„Meinen lieben Mann willst Du ermorden? Das ist Dein Verderben!“

Sie sprang seitwärts. Die Kanone wurde sichtbar.

„Zurück!“ schrie Blackeye schreckensbleich, als er die furchtbare Gefahr erkannte.

Es war zu spät! Florence's Hand fuhr mit der glimmenden Lunte zum Zündloch nieder. Mit gewaltigem Knalle entlud sich der Kanonenschuß — ein Kartätschenschuß wirkungsvollster Art. Das Haus erbebt in seinen Grundvesten. Pulverdampf erfüllte den Rükchenraum und den Flur. Dazu Stöhnen, Schmerzensegeheul und Todesächeln.

Die berüchtigte Buschräuberbande war völlig vernichtet und durch die Energie der kühnen Squatterin das gefährdete Gehöft gerettet.

Wohl versuchten zwei Verwundete zu entkommen; aber sie gelangten nicht weit; draußen im Hofe brachen sie zusammen. Drei Andere waren so schwer verwundet, daß sie sich nicht zu erheben vermochten. Bob Blackeye selbst, der schurkische Robins und noch zwei Räuber lagen als Leichen da.

Loo-Sing sprang auf den Flur hinaus und neigte sich über Blackeye's Leiche, indem er ein wildes chinesisches Triumphgeheul ausstieß.

Der Pulverdampf verzog sich.

Florence beauftragte Loo, sämtliche Waffen den Leichen und Verwundeten abzunehmen. Von den letzteren vermochte sich keiner mehr zu widersetzen.

Auch die in einiger Entfernung grasenden Pferde der Buschräuber holte der kleine Chinese und brachte sie als gute Beute in den Stall.

Der Kanonenschuß war in der stillen Abendluft weit hin hörbar gewesen. Zwei Schäfer hatten den Knall vernommen; sie beeilten sich, nach der Schäferei zu laufen.

Diese Leute leisteten dann thätige Hilfe. Die Leichen wurden hinausgeschafft, die Verwundeten einstweilen in dem leeren Wollschuppen untergebracht. Florence sandte dann einen Mann zu Pferde fort nach der nächsten Polizeistation mit der Anzeige von dem Vorfalle.

Als George Wilson zurückkam und erfuhr, was sich zugetragen hatte, staunte er nicht wenig. Voller Freude und Bewunderung umarmte er seine Frau und war noch stolzer auf sie, als zuvor. Frau Wilson's und Mary's zurückhaltende Gezwungenheit gegen die einstige Artistin verschwand nun völlig. Müßten sie es doch jetzt als das größte Glück ansehen, daß George die tapfere „Kanonenkönigin“ sich zur Gattin erwählt. Fortan widmeten sie ihr stets die herzlichste Zuneigung.

Das Abenteuer wurde bald in weiteren Kreisen bekannt und erregte überall das größte Aufsehen. Die Zeitungen priesen die kühne That, und durch ganz Australien erscholl der Ruhm der schönen und muthigen Squatterin, der Heldin vom Macquarie.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein Opfer der Orthographieverbesserung. —

Die französische Orthographie zeichnet sich dadurch aus, daß sie manche Buchstaben und viele Silben ganz überflüssiger Weise und unnütz verwendet. Das meinte im Jahre 1751 auch der Abbé Bignon in Paris, und deshalb machte er sich im Schweize seines Angefichts darüber her, durch sinnreiche und systematische Vereinfachung die französische Orthographie zu verbessern. Dabei that er denn freilich des Guten — oder vielmehr des Schlimmen — zu viel; er warf nicht nur das Ueberflüssige und Unnütze, sondern auch manches Zweckmäßige und sogar Unentbehrliche hinaus in seinem übergroßen Eifer.

Als er die Arbeit vollendet hatte, sprach er mit einem Freunde darüber, wie es nun wohl am besten zu machen sei, möglichst rasch und sicher das neue orthographische System zur Einführung und allgemeinen Geltung zu bringen.

„Ich befürchte,“ sagte der Freund, „Du wirst bei Seiner Majestät, unserem Könige Ludwig, herlich wenig Verständniß für Dein Genie finden. Was fragt der wohl nach einer neuen Orthographie? Ja, wenn es sich um eine neue Pomade handelte! Dafür wäre eher sein Interesse zu erregen.“

„Und bei den Ministern?“

„Ebensowenig! Unsere Minister stehen mit der Orthographie auf dem gespanntesten Fuße so wie so schon; höchstens können sie ihre Namen einigermaßen richtig, wenn auch gewöhnlich recht unleserlich unterschreiben.“

„Also vielleicht bei der französischen Akademie?“

„Da erst recht nicht! Allenfalls wäre vielleicht ein Akademiker im Stande, Dein System zu stehlen, um sich selbst dadurch Ruhm zu erwerben.“

„Ja, was ist denn zu thun?“

„Ich habe eine Idee.“

„Laß hören!“

„Wo ist heutzutage das eigentliche Paradies der französischen Literatur? Nicht in Paris, nicht in Versailles, sondern in Berlin und Potsdam bei dem Preußenkönig Friedrich.“

„Das ist wahr! Voltaire, d'Argens, Maupeout, La Mettrie leben hochgeehrt an seinem Hofe.“

„König Friedrich selbst schreibt Französisch in Prosa und in Versen, und seine Orthographie soll, wie Voltaire neulich vertraulich an Jemand geschrieben hat, allerdings auch ziemlich verbesserungsbedürftig sein.“

„Du meinst also, ich solle mich an den Preußenkönig wenden?“

„Besseres und Vernünftigeres kannst Du gar nicht thun! Schreibe an ihn. Melde ihm, daß Du ein System verbesserter und sehr vereinfachter Orthographie erfunden hast, und bitte ihn, ihm das Werk, sobald es gedruckt ist, widmen zu dürfen.“

„Das ist in der That ein ganz vortrefflicher Gedanke! Ja, von Berlin aus, nicht von Paris, muß die neue französische Orthographie ihren Siegeszug durch die Welt antreten! Nur in Berlin kann eine neue Orthographie geschaffen werden. Anderwärts sind die Menschen zu dumm und sehen die Nothwendigkeit einer solchen nicht ein. Ob es wohl zu empfehlen sein möchte, daß ich meinen Brief an den Preußenkönig gleich nach den Regeln meiner vereinfachten Orthographie schreibe?“

„Natürlich! Dadurch imponirst Du ihm sicher!“

Der Abbé schrieb also einen solchen Brief und gab denselben auf die Post, was als ein Beweis für seine arglose Einfalt gelten kann, denn damals wurde die Spießbüberei Seitens einiger Regierungen, auch der französischen, so weit getrieben, daß man bei den Hauptpostämtern sogenannte „schwarze Kabinette“ hatte, wo aufgegebenen Briefe, welche irgendwie verdächtig erschienen, mit größter Ungenirtheit geöffnet und auf ihren Inhalt geprüft wurden.

Allerdings herrschte damals Frieden zwischen Preußen und Frankreich. Aber ein in Paris aufgegebenen Brief an den König von Preußen mußte doch die Aufmerksamkeit der Postagenten auf sich ziehen. Also gelangte Bignon's Brief in's „schwarze Kabinett“ und wurde da geöffnet und gelesen.

Das heißt, man versuchte ihn zu lesen. Das Schriftstück war aber eine gar zu harte Nuß für die betreffenden Beamten, die aus der neuen kurlösen Orthographie nicht klug werden konnten. Es war augenscheinlich, daß es sich da um eine neue seltsame Rechtschreibung handle; sie dachten aber in ihrem Argwohn, es könnte noch ganz etwas Anderes dahinter stecken, vielleicht sei der Abbé Bignon ein insgeheim von dem König von Preußen besoldeter Spion, der in einer sonderbaren neuartigen Geheimschrift ihm landesverrätherische Mittheilungen mache.

Mit einem bezüglichen amtlichen Kommentar versehen ging der Brief weiter, nicht an den hohen Kurfürsten, sondern an das Polizeiministerium und dann an den Minister des Auswärtigen.

Auch dort vermochte man das Geniale in Bignon's neuer vereinfachter Orthographie durchaus nicht zu begreifen, aber man schnüffelte darin herum und witterte Verdächtiges, ebenso wie im „schwarzen Kabinett“. Die Franzosen leisteten ja von jeher Erstaunliches auf dem Gebiete der Spionerie.

Der unglückliche Abbé wurde verhaftet und verhört. Er gab der Wahrheit gemäß genaue Auskunft und erbot sich, sein neues orthographisches System gründlich zu erklären. Aber er fand keinen Glauben und keine Gnade, sondern wurde nach Vincennes in's Gefängniß gebracht, wo er länger als sieben Jahre schmachtete.

Da sah ihn der berühmte Gefangene und Bastillenschlüssel Latude, der seine fünfundsiebzigjährige Einkerkung nicht nur in der Bastille, sondern zum Theil auch in Vincennes erlitt. In seinen Memoiren erwähnt er des unglücklichen Opfers der Orthographiereform.

Später wurde der Abbé, anscheinend durch Beihilfe einiger Gönner, aus dem Gefängniß entlassen. Doch zuvor mußte er geloben, niemals wieder an den König von Preußen zu schreiben und niemals wieder eine Revolution in der französischen Orthographie herbeiführen zu wollen, widrigenfalls er abermals nach Vincennes transportirt werden würde. Der Abbé ließ sich das gesagt sein. Er warf das Manuscript seines neuen orthographischen Systems in's Kaminfeuer, wo die Flammen es verzehrten. [F. L.]

Ein unterkliebener Kreuzzug.

— Kurz vor dem Ende seines Reichs schickte der griechische Kaiser Konstantin XII. im Jahre 1453 Gesandtschaften an die vornehmsten europäischen Höfe, um Hilfe gegen die auf Konstantinopel vorrückenden Türken zu erbitten. Eine solche fand sich auch bei Philipp dem Guten, Herzog von Burgund, zu Lille in Flandern ein; sei es, daß der Kaiser ihn für einen der mächtigsten oder bereitwilligsten Fürsten hielt, genug, Philipp fühlte sich durch dessen Bitte so geschmeichelt, daß er der Gesandtschaft den erbetenen Beistand mit der größten Feierlichkeit zuzusagen beschloß.

Zu diesem Zwecke veranstaltete er ein ungeheures Gastmahl. Alle seine Vasallen und Edlen wurden geladen und drei Tafeln in einem großen Saale hergerichtet; die mittlere hatte die Form eines Hufeisens und trug als Schaugerichte eine Kirche, ein Schiff und andere Gebäude. An dieser Tafel speiste der Herzog selbst.

Gleich nach Beginn der Tafel trat zum Erstaunen der Gäste ein Niese in türkischer Tracht, den Turban auf dem Kopfe, in den Saal; er führte einen Elephanten, auf dessen Rücken in einem Thurme eine verschleierte Dame saß. Diese Frau stellte die christliche Kirche vor. Der Zug machte vor dem Herzoge Halt; die Dame im Thurme sang mit heller Stimme ein rührendes Lied und hielt dann in Versen eine Rede an den Herzog, worin sie — die christliche Kirche — ihn um Schutz gegen die ungläubigen Barbaren bat. Dies war das Signal zu dem Gelübde, das nun von dem Herzoge und seinen Vasallen abgelegt werden sollte.

Von dem Herolde geführt, trug ein schönes Fräulein — eine Tochter des Herzogs — eigenhändig das Hauptgericht auf, einen Fasan, dem Schnabel und Füße vergolbet waren. Feierlich erhob sich Philipp. „Ich gelobe hiernächst,“ sprach er mit lauter Stimme, „den Damen und dem Fasan, daß, wenn der König von Frankreich, mein Lehnsheer, oder andere christliche Fürsten sich mit dem Kreuze bezeichnen wollen, um gegen die Türken zu ziehen, ich ihnen folgen und mit dem Sultan selbst Man

gegen Mann streiten will, sofern er Lust dazu verspürt!“

Das heroische Gelübde des Herzogs setzte alle Ritter und Edlen in Bewegung; Keiner wollte seinem Fürsten an Großmuth und Tapferkeit nachstehen; Schwur über Schwur wurde auf den Fasan geleistet. Der Eine gelobte, sich nicht eher wieder zu Tisch setzen zu wollen, bis er sich mit den Ungläubigen geschlagen; ein Anderer, bis dahin keinen Wein trinken zu wollen; ein Dritter, Freitag Abends nicht zu Bette zu gehen und eine bestimmte Zahl gefangener Türken mitzubringen. Den lustigsten Schwur that ein Ritter, dem wohl der Wein und das gewaltige Schwören der Uebrigen zu Kopfe gestiegen sein mochte: er gelobte nämlich, das erste beste Fräulein mit 20,000 Thalern Mitgift zu heirathen, denn er habe kein Geld und gebrauche so viel zur Ausrüstung und zu den Kosten des Zuges.

Zu seinem Glücke oder Unglücke wurde aber aus dem ganzen Kreuzzuge nichts; bevor man noch marschfertig war, lief schon die Kunde von der Eroberung Konstantinopels und dem Ende des griechischen Reichs ein. [St.]



Eine Schönheit aus Urga (Mongolei).

Eine Schönheit aus Urga (Mongolei).

(Mit Abbildung.)

Die wichtigste Stadt und der Hauptort der Chalta-Mongolen ist Urga am Flusse Tola und an der Straße von Kiachta nach Peking. Unter ihren Frauen und Mädchen gewahrt man nicht selten Gesichtern, die auch dem Europäer gar nicht häßlich erscheinen, wie unsere Abbildung zeigt. Am meisten fällt an dieser „Schönheit aus Urga“ der eigenthümliche riesige Kopfschuß mit den beiden vorn herabhängenden Enden aus Zierrathen von Silberblech auf. Während die Männer ihren Kopf bis auf eine lange Flechte laß rasiren, thun dies die Frauen nicht. Ihr Kleid ist dem langen, schlafrockartigen Rock der Männer ganz ähnlich, nur von etwas anderem Schnitt und ohne Gürtel; die Ärmel erinnern an die Puffärmel unserer Damen. In den Ohren tragen die Schönen von Urga mit Vorliebe große silberne Ringe und an den Armen Armbänder.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 46.

Wechsel-Räthsel.

1) Mit p ein Gebirge in Europa, mit f eine deutsche Insel in der Dniez. 2) Mit a ein Fisch, mit u ein Raubthier. 3) Mit d ein Baum, mit f eine nahrhafte Frucht. 4) Mit e ein deutscher Strom, mit a eine Insel im Mittelmeer. 5) Mit i ein Mineral, mit r ein Himmelskörper. 6) Mit u ein Raubvogel, mit r ein Baum. 7) Mit i ein Edelstein, mit e ein männlicher Name aus dem Alten Testament. 8) Mit a ein rechter Nebenfluß der Donau, mit u ein Verbrechen. 9) Mit u ein Theil des Gesichtes, mit l eine Wasserpflanze. 10) Mit e ein der Gottheit geweihter Raum, mit h ein Zummelplatz der Fische. 11) Mit f eine Nutzpflanze, mit d ein Körpertheil. 12) Mit g eine Stadt in Böhmen, mit b ein Säugethier. 13) Mit e ein Bewohner von Africa, mit i ein Fluß in Africa. — Die Anfangsbuchstaben der richtig gefundenen Wörter verüanden, daß die Auflösung richtig ist.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Charade. (Dreißilbig.)

Gibt es ein Zeichen noch der Drei, So sind durch sie die Eins und Zwei In Lauten aller Zungen Vieltausendfach besungen. Die Ersten treu zu deden, Ist stets das Ganze gern bereit Und nun für dich nur Kleinigkeit, Dies Ganze zu entbeden.

Auflösung folgt in Nr. 46.

Auflösung des Räthfels in Nr. 44: Der Mond.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Auflösung des Bilder-Räthfels in Nr. 44:

Gott gibt mehr an einem Tag, als ein Kaiserthum vermag.